Zeitschrift: Der klare Blick : Kampfblatt für Freiheit, Gerechtigkeit und ein starkes Europa

Herausgeber: Schweizerisches Ost-Institut

Band: 5 (1964)

Heft: 9

Artikel: Wie wir die Schweiz in Afrika vertreten

Autor: Tickle, Ian

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1076651

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.09.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Wie wir die Schweiz in Afrika vertreten

Von Ian Tickle

Der Redaktor des «Swiss Press Review» unterbricht mit diesem Bericht seine Serie über afrikanische Staaten, um anhand seiner persönlichen Erfahrung die Wirkung unserer Pressedienste in Westafrika zu untersuchen. Hernach wird er die «Vorstellung» der bereisten Staaten weiterführen.

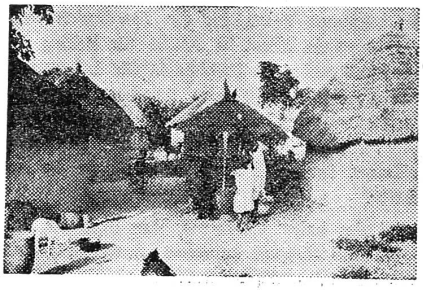
Afrikaner schreiben nicht gerne Briefe. Wenigstens die nicht, die mit den Zeitungen in den neun westafrikanischen Staaten zu tun haben, welche ich kürzlich besuchte, um mir Rechenschaft vom Echo auf unsern Wochendienst «Swiss Press and News Report» zu geben.

Aber die meisten afrikanischen Zeitungsleute haben auch anderes zu tun, als Briefe zu schreiben. Grossteils sind sie überarbeitet und schlecht bezahlt. Und dabei tragen sie ihren guten Teil an der Verantwortung, die Freiheit in Afrika lebendig zu erhalten. Sie müssen ihre Energiereserven für das bereit halten, was ihnen näher liegt. Ich kann das verstehen. Besonders, nachdem ich die Wärme und Begeisterung erlebt habe, mit der sie sich ihren Aufgaben widmen.

Doppelter Grund, von Afrika begeistert zu sein

Deshalb wurde meine Afrikareise auch zu einer erstaunlichen und erfreulichen Erfahrung, vom Tag an, da ich im nordnigerischen Kano landete, bis zu dem Augenblick, da ich den Kontinent in Gambia sechs Wochen später wieder verliess. Zuvor hatte ich über zwei Jahre lang meinen Pressedienst Woche für Woche an über hundert westafrikanische Adressen geliefert, aber als Bestätigung meines Tuns nur eine Handvoll Schreiben erhalten. Gewiss, sie waren alle günstig gewesen, aber sie hatten nicht genügt. Der Grossteil der Sendungen bestand in einem Einbahnverkehr. Unsere Hoffnungen schienen sich nur zum Teil zu erfüllen. Wir hatten unsere fünf wöchentlichen Seiten an Nachrichten und Ansichten aus der Schweiz in der Zuversicht zusammengestellt, der Ruf der schweizerischen Neutralität und das Fehlen einer kolonialen Vergangenheit werde in Afrika ein Vertrauen in unsere Objektivität schaffen, das sonst den Meldungen aus der westlichen Welt kaum entgegengebracht wird. Der Dienst war (und ist) gratis, wenn wir auch den Wunsch äusserten, im Austausch die belieferten Zeitungen und Zeitschriften zu erhalten, jedenfalls aber Belegexemplare. Das hatte immerhin einigen Erfolg. Wir haben nun in Bern eine Sammlung von Zeitungen, die unseres Wissens sonst ausserhalb der betreffenden Länder nicht erhältlich sind. Sie wird für Afrika-Interessierte zunehmend wertvoller. (Eine vollständige Liste wird in der nächsten Nummer der Zeitung erscheinen, die das Institut Africain de Genève herausgibt.

Hie und da hörten wir von Freunden oder von schweizerischen Konsularvertretungen, dass unser Material an Orten publiziert wurde, aus denen uns nie irgendeine Aufnahmebestätigung erreicht hatte. Das hob jeweils wieder unsere Moral, aber es blieb doch schwierig, unsere Wirksamkeit in Afrika gegenüber nicht skeptisch zu sein.



Fellani-Dorf bei Kano (Nordnigerien).

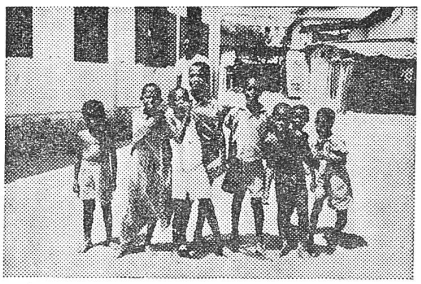
Eine Party in Kano

Das änderte sich, als ich dort war. Schon am ersten Tag, als ich in Nordnigerien die drei wichtigsten Zeitungen der Region besuchte: «Northern Star», «Daily Comet» und «Daily Mail». Auf den ersten zwei Redaktionen, regelmässigen Bezügern unseres Dienstes, empfing man mich als alten Freund. Die dritte Zeitung, erst kürzlich gegründet, wurde gleich in die Liste aufgenommen. Es traf sich, dass in jener Woche sämtliche unserer Artikel in dieser oder jener Form erschienen waren. Der persönliche Empfang war noch schöner. Mr. Iweanya, Redaktor des «Daily Comet», stand vom Krankenbett auf und unterhielt sich mit mir mehr als zwei Stunden — trotz der Hitze eines amerikanischen Frühnachmittags. Später arrangierte sein Stellvertreter Linus Anayanwa eine abendliche Begegnung mit «Northern Star»-Redaktor Lovell Obieze und dem «Daily Mail»-Mann Godwin Ninorji. Das fand im Hotel «Honeymoon» und im Federal Club statt und dauerte bis in die Morgenstunden hinein. Für kürzere oder längere Zeit schlossen sich auch etliche führende Persönlichkeiten von Kano unserer Gesellschaft an. Und am nächsten Tag war alles schwungvoll in der Presse beschrieben.

Die drei Redaktoren und ich lösten in jener Nacht sämtliche Landesprobleme — von der Reform der Brautpreise bis zur Bundesverfassung — und schworen uns ewige Freundschaft. Mich brachte Lovell Obieze heim, der sich plötzlich daran erinnert hatte, dass er um 9 Uhr des gleichen Morgens vor dem Polizeikommissar erscheinen müsse, beschuldigt der Verleumdung von Alhaji Sir Ahmadu Bello, Ministerpräsident der Nordregion. (Mein Freund wurde freigesprochen.)

Die symbolische Dirne

In den wenigen Staaten des neuen Afrikas, in denen die Presse frei ist, hat der Beruf eines Redaktors seine Schwierigkeiten und Gefahren. Vor allem mit seiner Kritik über lokale Politik muss er zurückhaltend sein, denn der Durchschnittsbürger hat kaum gelernt, sie einzustufen. Und die Entrüstung kann sehr leicht zum Aufruhr führen. Der Zeitungsschreiber wird bald zum Anstifter handfester Unruhen, wenn er über die zahmste Ausdrucksweise hinausgeht. Da ist der goldene Mittelweg ein heikler Dornenpfad. Ein Beispiel für die Auswirkung einer Pressepolemik: Im Zusammenhang mit einer Wahlkampagne hatte der «Daily Comet» die Regierung angegriffen, und «Daily Mail» hatte zurückgeschlagen. Darnach bekam man in Kano einen Umzug zu sehen, an dessen Spitze eine Prostituierte auf einem Esel ritt. Sie stellte die Mutter von Sir Ahmadu Bello dar und gab damit der Beschimpfung «Hurensohn» bildhaften Ausdruck. Wegen Beschimpfung des Ministerpräsidenten wurden denn auch 33 Oppositionsmitglieder des Parlaments (der Nordregion) ins Gefängnis gesteckt. Uebrigens ging alles seinen gesetzlichen Gang und hatte weiter keinen antidemokratischen Beigeschmack. Immerhin: man stelle sich ähnliche Gegebenheiten in Bern vor. Um auf meinen Kollegen Obieze vom «Northern Star» zurückzukommen — es war in Verbindung mit diesem Zwischenfall, dass er vor den Polizeikommissar zitiert wurde. So exotisch sich solche Begebeneiten ausnehmen mögen, sie gehören zum normalen Leben von Kano. (Jetzt, da wir im SOI die gesamte Presse dieser Stadt erhalten, können wir die dortige Lokalpolitik besser würdigen. Da war gerade ein Aufruhr unter den Bettlern wegen einer offiziellen Gewinnverteilung durch den Berufsverband.) Uns mögen manche Dinge in Kano pittoresk erscheinen. So sah ich dort am zweiten Tage meines Aufenthalts den Emir vor seinem Palast Rat halten (auf Grund der Reputation des «Swiss Press Review» zwar gehörte ich sogar zu den wenigen Europäern, die den Palast selbst betreten durften) und glaubte mich beinahe in eine Märchenwelt zurückversetzt.



Vor der katholischen Zeitung in Cape Coast (Ghana). Um die Freilassung eines Redaktors zu erwirken, der Nkrumah milde kritisiert hatte, war der Bischof drei Tage lang nicht vom Eingang des betreffenden Polizeipostens gewichen.

Unsere Konkurrenz

Aber — wie könnte es anders sein — die Leute empfangen von uns oft ebenso bizarre Eindrücke wie wir von ihnen. Das gilt wenigstens ausserhalb einiger Hauptstädte weitgehend auch für die Pressevertreter. Sie erhalten unglaublich viel Material, verwirrend viel Material. Etliches davon stammt übrigens aus kommunistischen Ländern und ist besonders verwirrend. Der Stil dieser Propaganda hätte hier manchmal einen Lacherfolg. Doch täten wir besser daran, sie ernst zu nehmen,

wie sie auch in Afrika — in einem andern Sinn — oft ernst genommen wird.
Für mich war es natürlich erfreulich, die rege Verwendung unserer Artikel in allen Ländern zu sehen, die ich besuchte. Noch erstaunlicher war, dass man sie Hunderten von andern Erzeugnissen vorzog, dass die Redaktoren trotz der täglichen Papierflut unser ehrliches Bemühen erkannten, internationale und afrikanische Angelegenheiten so darzustellen, dass es dem Leser direkt unterbreitet werden kann. Wir verzichten in unserm Pressedienst auf die Schilderung von Volksbräuchen in Alpendörfern, auf Beschreibung moderner Industrien im Mittelland, auf Sitzungsberichte von der Zürcher Handelskammer. Wir wollen der afrikanischen Presse, sei sie nun frei oder weniger frei, nicht Füller liefern, sondern Beiträge, die wirklich benötigt werden.

Der Bischof und der Journalist

Das war auch die Frage, die ich überall stellte. Was wollt ihr von uns haben? Der Redaktor einer katholischen Zeitung in Cape Coast (Ghana) wünschte Kurznachrichten unpolitischen Gebarens, die dennoch unauffällig die Vorzüge der Freiheit gegenüber der Diktatur zeigen sollten. Er musste besonders vorsichtig sein: sein Vorgänger war wegen eines recht unschuldigen Leitartikels über die Moral unter dem «Nkrumahismus» (die Lehre, die den ghanesischen «Erlöser» — das bedeutet der Name Nkrumah — verherrlicht) eingesperrt worden. Man hatte ihn schliesslich wieder freigelassen, nachdem der Bischof drei Tage vor der Türe der Polizeistation verbracht hatte — was wörtlich zu nehmen ist.

In Senegal, wo die Presse unter der Präsidentschaft des Dichter-Philosophen Leopold Sedar Senghor recht frei ist, besuchte ich die einzige Tageszeitung des Landes, den «Dakar-Matin». Ich fand ein modern eingerichtetes Unternehmen, das im Unterschied zu den meisten meiner übrigen Kunden in der Lage war, die Dienste der grossen Agenturen zu abonnieren. Man wünschte von uns dementsprechend Berichte, die sonst nirgends erschienen. Einiges auch, was unter dem Stichwort «Senegal und die Schweiz» gehen könnte. «Erfahrungen von Studenten aus Senegal?» fragte ich. «Ça, non», sagte der Redaktor, «die sind oft gegen die Regierung.» Wie im Frankreich de Gaulles hat auch im Senegal Senghors die Informationsfreiheit ihre Grenzen.

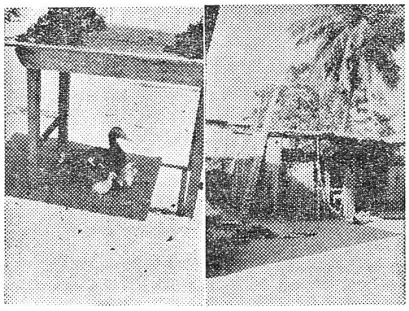
Unserm französischen Pressedienst wurde auch in der Elfenbeinküste Lob zuteil. Der Redaktor von «Abidjan-Matin», ein französischer Journalist mit vieljähriger Erfahrung, versicherte mir, er benütze die «Revue de la Presse Suisse» wegen ihrer Objektivität häufiger als andere Bulletins. Als Zeichen seiner Freundschaft verschaffte er mir ein Interview mit dem Präsidenten der Nationalversammlung — dem zweiten Mann im Staat — und brachte mich zu einer Pressekonferenz von Willy Brandt, der sich gerade auf einem Blitzbesuch in Abidjan befand.

«Schwarzabonnenten» erwünscht

In diesem Beitrag habe ich mich auf einige Beispiele beschränkt. In Togo, Dahomey, Ober-Volta, Mali und Gambia, konnte ich ebenso ermutigende Resultate sehen. In einigen Fällen hatten kleine Zeitungen, von denen ich nie etwas gehört hatte, die nie auf einer Zeitungsliste nach Europa vermerkt gewesen waren, doch auf die eine oder die andere Weise unsern Dienst in die Hände bekommen und verwendeten ihn regelmässig. Auch diese Kleinunternehmen sind wichtig, denn sie üben einen wachsenden Einfluss aus.

Das trifft insbesondere auf Togo zu, wo sich nach dem Fall von Präsident Sylvanus Olympio wieder ein freier sprechender Journalismus entwickelt. Viele Presseleute des Landes hatten unter dem vorangegangenen Regime gelitten und sind verbittert. Sie glauben nicht viel zu verlieren und halten mit ihrer Kritik nicht hinter dem Berg. Aber das könnte ihnen gelegentlich ihre Stellung kosten, denn noch immer ist die Zensur eine Realität in der Republik Togo.

Aber vorläufig sind sie noch Teil der freien Presse Afrikas. Und es ist gut, dass die «Revue de la Presse Suisse», die sie ausgiebig benützen, Raum in den Zeitungen findet. Denn weder schürt sie innenpolitische Polemiken, noch bringt sie Zweckpropaganda, wie das die beiden kommunistischen Blocks um Moskau oder Peking tun. Dafür hilft sie den Lesern, etwas mehr über die Welt draussen zu lernen.



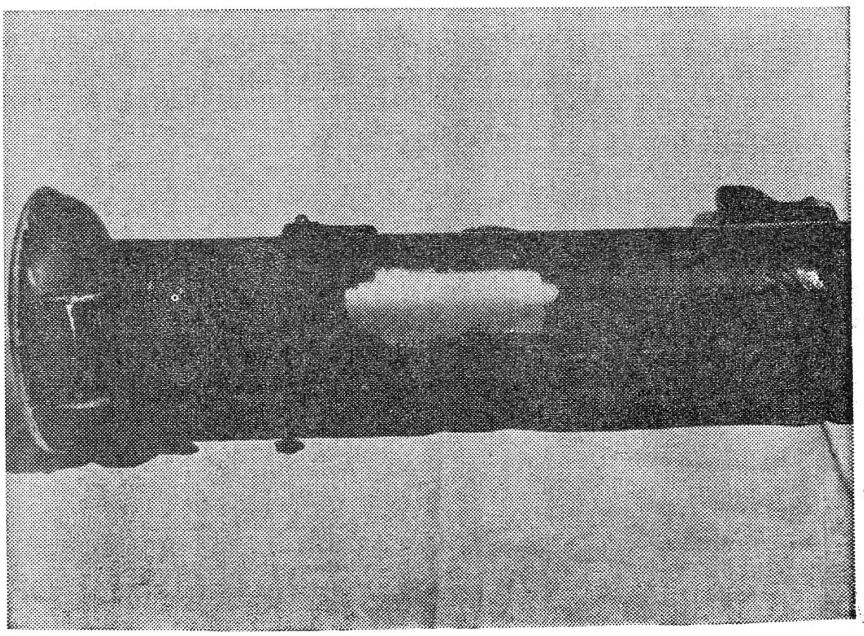
Das Bild, das Redaktoren in Lomé, der Hauptstadt Togos, vor Augen haben, wenn sie zu ihren Büros hinausschauen. Auf der Aufnahme links sieht man auf dem Tisch Holzkohle, die zum Detailverkauf aufgeschichtet ist.

Unpolitisches

In einem können uns die Polen Vorbild sein. Der Zigarettenkonsum ist zurückgegangen. Letztes Jahr wurden 400 Millionen Stück weniger geraucht als 1962. Schade nur, dass die Behörden diese Entwicklung mit auf die ungenügende Versorgung der Tabakläden zurückführt.

Igor Iljinskij, ein verdienter Künstler der Sowjetunion, will die sowjetische Mode nach westlichem Muster aufpolieren. Die sowjetischen Frauen verlangen, auf der Strasse nicht nur die Modelle A, B und C sehen zu können. Die Modehäuser sollten auch kleinere Serien von einigen Modellen herstellen. Zwei sowjetische Journalisten — Parhomowskij und Ritow — versuchten, manche schwere Frage zu beantworten. Sie stellten nämlich fest, dass die sowjetischen Mädchen und Frauen lieber der Pariser Mode folgen als der einheimischen. Das Geheimnis des Erfolgs finden sie in der Tatsache, dass die Pariser Modelle von bekannten Schauspielerinnen vorgestellt werden. In der Sowjetunion sei diese Manier noch nicht vorhanden. Es gebe keine Schauspielerinnen in der Sowjetunion — meinen die beiden Journalisten — die von der sowjetischen Damenwelt in ihrer Frisur oder Kleidung nachgeahmt würden. Auch die TV-Ansagerinnen seien vergeblich hübsch, da ihre Kleider und Frisuren zu gleichmässig seien. Die Filmstudios und die Modesalons wurden nun aufgerufen, ihre Modelle möglichst weit und breit zu propagieren. Die Zeitungen sollen in der Zukunft die Bilder von Modellen veröffentlichen. Bekannte Schauspielerinnen müssten auch im Dienste dieses neuesten Feldzugs modische Kleider zur Schau stellen. In Zukunft soll nicht nur Brigitte Bardot die Mode der sowjetischen Frauen und Mädchen bestimmen, sondern auch die sowjetische Schauspielerin Samojlowa...

Zu unserem Bericht auf Seite 6: Kubanische Waffen in Venezuela:



Detail eines Raketenrohres (Bazooka) mit der Stelle, wo die Seriennummer weggefeilt worden war. Hier konnte die Herkunft der Waffe nicht eindeutig nachgewiesen werden.